

Nr. 19. **Posen, den 10. Mai.** **1896.**

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Bromberg in Wort und Bild.

Von F. Heinz.

III. Die Stadt Bromberg seit 1773.

Nicht lange nach der Besitzergreifung durch Friedrich den Großen übte die Anlage des Bromberger Kanals auf die Entwickelung Brombergs einen wohlthätigen Einfluß aus. Zwar konnte die Stadt nicht gleich neu aus den Trümmern erstehen, aber an ihrem Aufbau wurde rüstig Hand angelegt. Ueber Hundert massive Wohnhäuser ließ der König erbauen, indem er zu den Baukosten Unterstützungen aus Staatsmitteln gewährte. Neu angelegt wurde die jetzige Posenerstraße, andere Straßen erhielten Pflaster. Bromberg wurde der Sitz eines Hofgerichts, der Kammerdeputation, der Königlichen Kassen für den Netzedistrikt und eines Landgestüts. Eine ganz besondere Sorgfalt wurde der Entwickelung des Schulwesens seitens der Regierung gewidmet. Im Jahre 1773 gab es Volksschulen in Bromberg gar nicht. Nur eine Schule szkoła glowna bestand in der Stadt in den Gebäuden des Jesuitenkollegiums mit 3 Klassen, 3 Lehrern und wenigen Schülern. Die Schule befand sich aber in einem so verwahrlosten Zustande, daß sie von dem Ziele, das sie sich gesteckt hatte, Schüler bis Tertia auszubilden, weit zurückblieb. Die erste deutsche Volksschule erhielt Bromberg im Jahre 1785. Sie hatte zwei Klassen, einen evangelischen Rektor und einen Lehrer. Aber schon im Jahre 1808 ging diese Schule ein und die Schulhäuser, welche der König aus Staatsfonds hatte ankaufen lassen, wurden zur Militärwache benutzt. Im Jahre 1817 erhielt Bromberg ein Gymnasium, indem die szkoła glowna zu einem solchen eingerichtet wurde. Diese Anstalt war ein Bedürfniß für Bromberg, wie sich aus der alljährlich steigenden Frequenz der Schüler ergab. Im Jahre 1817 wurde noch eine Elementar-Knabenschule mit vier Klassen und eine Mädchenschule mit einer Klasse gegründet. Nach einigen Jahren erfolgte hier auch die Eröffnung des Schullehrer-Seminars. Zu diesen Anstalten trat im Jahre 1851 die städtische Realschule, welche vor einigen Jahren der Staat übernommen und in ein Realgymnasium umgewandelt hat. Außer diesen Schulen hat Bromberg noch eine höhere und eine mittlere Töchterschule, eine Bürgerschule und 9 Volksschulen — 5 Knaben- und 4 Mädchenschulen — mit zusammen 62 Klassen. Diese Schulen sind sämmtlich städtischen.

Eisenbahndirektionsgebäude in Bromberg.

Patronats; außerdem weist Bromberg eine Zahl von Privatschulen für Knaben und Mädchen auf. Die städtischen Schulanstalten sind sämmtlich in neuen eigens für sie zum größten Theil in den beiden letzten Jahrzehnten erbauten Gebäuden untergebracht. Es sind durchweg hübsche Baulichkeiten, welche der Stadt zur Zierde gereichen; so die höhere Töchterschule, die Bürgerschule — früher die mittlere Töchterschule — die Johannisschule (Volksschule in der Johannisstraße), die Volksschule in der Kaiserstraße 2c. Aber auch das königliche Gymnasium hat seit mehreren Jahren ein neues Gebäude am Weltzienplatz erhalten. So haben sich mit der Weiterentwickelung Brombergs die Schulanstalten der Stadt vermehrt und zur Hebung der Bildung der Einwohner nicht wenig beigetragen.

Von größeren öffentlichen Gebäuden, die in den letzten Jahrzehnten in Bromberg errichtet worden sind, nennen wir hier zunächst die Paulskirche, von der evangelischen Gemeinde im Jahre 1872/74 erbaut, zu der Kaiser Wilhelm I. im September 1872 den Grundstein gelegt hat. Bis dahin besaß Bromberg nur eine evangelische Pfarrkirche, die aber schon seit Jahren nicht mehr dem Bedürfnisse der evangelischen Gemeinde entsprach. In nächster Zeit wird mit dem Bau einer dritten evangelischen Kirche vorgegangen werden. Dieselbe wird auf dem ehemaligen Bocianowoer (Brenkenhofer) Kirchhofe, dem heutigen Karlsplatze, erbaut werden. Ein weiteres dem Gottesdienst gewidmetes Gebäude, das vor noch nicht einem Jahrzehnt an Stelle eines älteren Gebäudes errichtet worden, ist die Synagoge; ein monumentales Bauwerk, auf welches die jüdische Gemeinde, die es aus eigenen Mitteln erbaut hat, stolz sein kann.



Die neue Synagoge in Bromberg.

Wie bereits erwähnt, ist die Anlegung des Bromberger Kanals auf die Hebung des Verkehrs und des Wohlstandes für Bromberg und den Netzedistrikt von großem Einfluß gewesen.

Dieser Einfluß ist aber bedeutend übertroffen worden durch den Nutzen, den der Bau der Ostbahn dem Lande und der Stadt Bromberg brachte. Besonders wichtig für Bromberg war es, daß sowohl von hier aus der Bau der ganzen Ostbahn geleitet wurde, als auch, daß nach Vollendung derselben die gesammte Verwaltung in Bromberg konzentrirt und durch die bei der Verwaltung beschäftigten Beamten der Stadt ein erfreulicher Zuwachs an Einwohnerzahl und Intelligenz gewährt wurde. Bromberg ist Sitz der Direktion geblieben. Das stattliche architektonisch schön ausgeführte Direktionsgebäude, errichtet in den Jahren 1884/85, befindet sich in der Bahnhofstraße in nicht allzugroßer Entfernung vom Bahnhofe. Letzterer hat seit dem Jahre 1851, wo am 27. Juli die Strecke Kreuz—Bromberg eröffnet wurde, im Laufe der Jahre bis in die neueste Zeit bedeutende Erweiterungen erfahren. Es war dies bedingt durch die nach und nach erfolgte Anlegung neuer Bahnstrecken, so der Strecke Bromberg—Thorn (1860), Bromberg—Inowrazlaw—Posen 2c., der Strecke Bromberg—Fordon—Culmsee und der im Oktober vorigen Jahres eröffneten Strecke Bromberg—Schubin—Znin 2c. — Zu den genannten Bahnstrecken hat seit dem Frühjahr vorigen Jahres die Ostdeutsche Kleinbahngesellschaft, die in Bromberg ihren Sitz hat, einen Schienenweg nach Crone a. B. gebahnt, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnisse nach einer Verkehrserleichterung nach der bezeichneten Richtung hin abgeholfen worden ist.

Auch die Garnisonverhältnisse Brombergs sind für die Hebung und Entwickelung der Stadt von wesentlicher Bedeutung gewesen. Während Bromberg bis zum Jahre 1846 nur ein Bataillon Infanterie als Garnison besaß, ist seit jener Zeit letztere bedeutend vermehrt worden, sodaß gegenwärtig in Bromberg vier Regimenter garnisoniren: ein Artillerie-, ein Dragoner-Regiment und zwei Infanterieregimenter. Die Mannschaften, Unteroffiziere 2c. sind sämmtlich in Kasernen untergebracht, unter denen die Kaserne des 129. Inf.-Regiments in der Karlstraße, Friedrich-Wilhelmstraße und am Karlsplatz — ein ganzer Gebäudekomplex — sich durch imposante Baulichkeiten besonders auszeichnet. In der Nähe der Kasernen der genannten Truppen, wo bis dahin die Gegend zum Theil noch wenig oder gar nicht bebaut war, sind in kurzer Zeit wahre Prachtbauten, ja man kann fast sagen, neue Stadtviertel erstanden.

In Bromberg, der Hauptstadt des Regierungsbezirks, befindet sich selbstverständlich der Sitz der Regierung. Das Gebäude für dieselbe ist in den dreißiger Jahren erbaut worden. Die feierliche Grundsteinlegung erfolgte am 8. Juni 1834 und zwar durch den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der um jene Zeit nach Bromberg zur Besichtigung des II. Armeekorps gekommen war. Uns liegt ein aktenmäßiger Bericht über jene Feier vor, welche mit großer Umständlichkeit geschildert wird. Lokalzeitungen gab es damals noch nicht. In der Einleitung zu dem Berichte heißt es: „Nachdem Se. Majestät der König um vorigen Jahre die nöthigen Fonds zum Bau eines neuen Regierungsgebäudes zu bewilligen und somit einem längst und dringend gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen geruht hatten, wurde der 8. Juni zur Grundsteinlegung des neuen Gebäudes bestimmt, welcher Tag dadurch für das hiesige Departement von hoher Wichtigkeit ist, weil an demselben vor 19 Jahren die damaligen königlichen Kommissarien das Patent wegen Wiedervereinigung des Großherzogthums Posen und namentlich des Departements Bromberg mit dem preußischen Staate erlassen hatten.

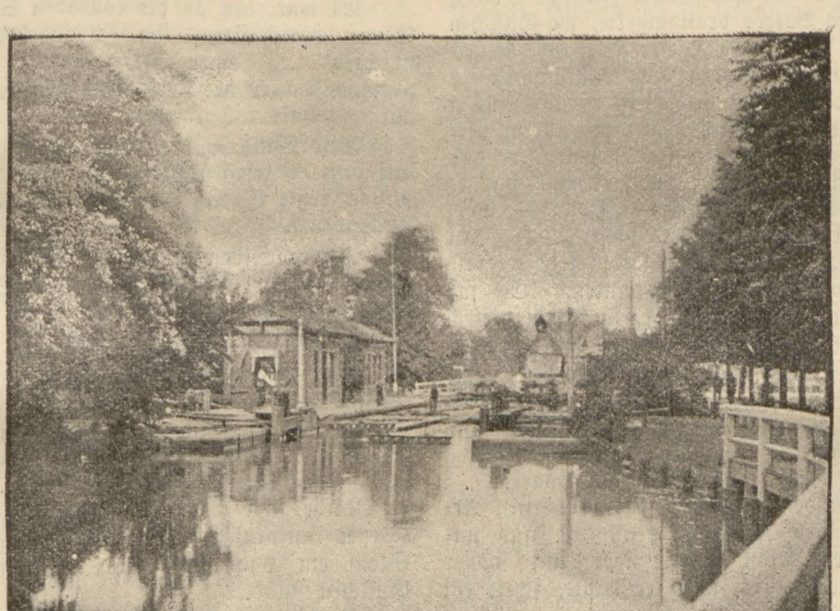
Durch ein glückliches, Segen verheißendes Zusammentreffen der Umstände fiel aber der 8. Juni nicht nur gerade auf einen Sonntag, sondern Se. königliche Hoheit der Kronpinz hatten auch in Höchst Ihrem Reiseplan zur Besichtigung des II. Armeekorps die Tage des 7. und 8. Juni zu Ihrem Aufenthalte in Bromberg bestimmt. Auf die Sr. königlichen Hoheit seitens des Regierungs-Präsidenten Wißmann im Namen des Regierungs-Kollegii vorgetragene ehrerbietige Bitte, der Feier der Grundsteinlegung durch Ihre persönliche Theilnahme eine höhere Weihe zu geben, hatten Höchstdieselben sich zusagend zu erklären, auch die Ihnen angebotene Wohnung im Hause des Regierungs-Präsi-

denten anzunehmen geruht." Der Bericht erzählt dann, daß der Kronprinz am 7. Juni hier eingetroffen sei und am Abend im Schauspielhause einer von Dilettanten veranstalteten Vorstellung: „Der Schiffskapitän" von Blum beigewohnt habe, wobei dem hohen Gaste stürmische Ovationen dargebracht wurden. „Se. königliche Hoheit, so heißt's in dem Berichte, geruhten sowohl das Vaudeville selbst als auch das (patriotische) Nachspiel mit hoher Nachsicht aufzunehmen, den Darstellenden aber, den Gattinnen des Regierungs-Raths Schubring und Lieutenant v. Gansauge, sowie dem Regierungs-Rath Bauer, welcher außer der Theilnahme an der Darstellung das Ganze veranstaltet und eingerichtet hatte, mit sehr gnädigen und freundlichen Worten auf der Bühne selbst, wohin sich Höchstdieselben begeben hatten, Höchst Ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben. —

Am Abend wurde dem Kronprinzen ein Fackelzug von den Mitgliedern des Magistrats und den Stadtverordneten unter Mitwirkung der Schützengilde gebracht. Auch eine allgemeine Erleuchtung der Stadt und der Anlagen auf dem sogenannten Schwedenberg (später Wißmannshöhe) drückte die Freude Brombergs und seiner Bewohner aus.

Die Feier der Grundsteinlegung, an der sämmtliche Beamte, Gewerke, Innungen, Schulen 2c. theilnahmen, vollzog sich demnächst in der bekannten üblichen Weise.

Das Regierungsgebäude erwies sich schon nach einigen zwanzig Jahren als zu klein und es mußte in den Sechziger Jahren durch zwei Seitenanbauten vergrößert werden. Es ist gerade kein künstlerisch ausgestatteter Prachtbau, immerhin trotz seiner einfachen Façade mit seinen 14 Fenstern Front und drei Stock Höhe ein imposantes Gebäude. Dasselbe liegt an der Wilhelmstraße, hat einen Vorplatz mit Schmuckanlagen und auf der entgegengesetzten Seite eine große Parkanlage, den Regierungsgarten, welcher vom hiesigen Verschönerungsverein vor ca. 60 Jahren angelegt worden ist.



Zweite Schleuse in Bromberg.

Von den in neuer Zeit in Bromberg aufgeführten öffentlichen Bauten führen wir noch an: Das Gebäude für das Landgericht, das kaiserliche Bankgebäude, das Postamt, die städtische Schlachthausanlage und das gegenwärtig noch im Bau begriffene Stadttheater, ferner das Rathhaus, welches durch einen Umbau der ehemaligen szkoła główna seine jetzige Gestalt erhalten hat. Auch dieser Bau hat sich mit der Zeit für unsere Stadt als zu klein erwiesen, so daß mehrere Bureaus nach Privatwohnungen in der Nachbarschaft verlegt werden mußten. Im Souterrain befindet sich der „Bromberger Rathskeller."

Bei einer Schilderung von Bromberg dürfen auch jene Einrichtungen nicht vergessen werden, welche mit dem Bromberger Kanale in Verbindung stehen, die Schleusen mit den dazu gehörigen Anlagen. Die Etablissements an der V. und VI. Schleuse, deren Inhaber die jeweiligen Schleusenmeister sind, gehören zu den beliebtesten Besuchsorten der Bromberger, zu denen schattige Gänge längs des Kanalufers rechts und links führen.

Andere Erholungsstätten sind das idyllisch im Walde liegende Rinkau, ferner Jasiniec, das entferntere Ostromecko, wohin man überall per Bahn gelangen kann, endlich in neuster Zeit Marthashausen auf der Strecke Bromberg—Krone a. B.

Zum Schlusse sei noch der Denkmäler gedacht: des Denkmals Friedrichs des Großen, errichtet auf dem Friedrichsplatz im Jahre 1863 von den Bewohnern des Netzedistrikts und der Stadt Bromberg, des Denkmals des Kaisers Wilhelm I., errichtet im Jahre 1894 auf dem Weltzienplatze, und des Denkmals des Erbauers des Bromberger Kanals, des Freiherrn Balthasar von Brenkenhoff, welches der historische Verein für den Netzedistrikt dem Kolonisator des Netzedistrikts gesetzt hat. Es ist eine aus Kunststein ausgeführte Büste und steht in den Anlagen in der Nähe der zweiten Schleuse.

Holla-Ho!

Süd-Limburgische Novelle von Emilie Seipgens. Autorisirte Ueberſetzung von Max Stern.

(Schluß.)

Einsam und verlassen lag die Hütte unter den Nußbäumen am Hohlweg, schon halb verfallen, die kleinen viereckigen Fensterscheiben größtentheils zerbrochen. Als sie hinein lugte, sah sie nichts als die schmutzigen, nackten Wände. Die Thür hing schief in ihren Angeln, Kinder hatten mit Kreide ein paar Bilder darauf gezeichnet.

Und doch, hier war sie jung gewesen, hier hatte Matthias hundertmal neben ihr gesessen, und in jener Ecke da hinten saß ihr Vater, als er sie im Polkatanzen unterwies, und sang: „Mädchen, willst mit mir verkehren?"

Plötzlich, doch ganz deutlich klang ihr vom Berge, aus der Richtung der Kiesgrube, eine andere Stimme ins Ohr — Matthias' Stimme:

„Holla-ho!"

Sie stand einen Augenblick lauschend, aber kein zweiter Ruf folgte. Was war das? . . . Sie hatte doch deutlich gehört . . . oder hatten ihre verwirrten Sinne sie betrogen?

Mit hastigen Schritten schlug sie den Hohlweg ein, den Berg hinauf.

Eine Stunde früher war Matthias in der Kiesgrube angekommen. Er hatte es nicht länger in der Fremde aushalten können, wohin er unmittelbar nach dem Verlassen des Gefängnisses gezogen war. Sein Bruder Andreas hatte ihm immer geschrieben, daß das ganze Dorf voll sei von der Unredlichkeit ihres Vaters, und daß dies auch wohl der Grund sein werde, weshalb Gustchen nichts mehr von ihm wissen wollte und gleich nach dem Templerhof gezogen war. Das Dorf wollte er nicht mehr wiedersehen, aber der Berg, die Kiesgrube — dahin zog es ihn unwiderstehlich, da mußte er noch einmal hin . . . Er hatte zwei Tagereisen zu Fuß zurückgelegt, und morgen bei Anbruch des Tages, nachdem er nun eine Nacht bei den großen Steinen zugebracht haben würde, wollte er wieder fort — Gott weiß, auf wie lange.

Er fand die Kiesgrube verlassen; die großen Steine lagen aber noch da, und das große Eisendrahtsieb stand da auch noch, aber verwittert und halb umgeweht; ein Schritt weiter, noch immer auf dem alten Platze, lag der große Stein, auf dem er gesessen und der ausgehöhlte, auf dem er die Steine zerschlagen

hatte. Von der Holzrinne war der obere Theil noch vorhanden, d. h. ohne die aufstehenden Seitenbretter, und nur bis an den hervorspringenden Felsen; der untere Theil, der steiler nach unten lief, war nicht mehr da, da schlängelte sich jetzt ein schmaler Fußpfad schräg um den Felsen hin — ein Richtweg für Besenbinder und andere, die auf dem Berge zu thun hatten.

Matthias ließ sich nieder auf den großen Stein dicht bei der Rinne, auf dem er früher so oft Steine klopfend gesessen hatte. Er warf einen Blick auf das Thal, auf das Dorf und auf den gegenüberliegenden Hügel, der vom Glanz der Abendsonne beschienen wurde. Aber das alles ließ ihn kalt. Im Gefängniß hatte sich sein Herz mit Haß erfüllt gegen das Dorf, aus dem man ihn gebunden weggeführt, ohne daß irgend jemand einen Blick der Freundschaft oder des Mitgefühls für ihn gehabt, wo man das Gedächtniß seines Vaters brandmarkte, wo Gustchen ihm untreu geworden. . . . Aber auch dieser Haß beschäftigte ihn jetzt nicht. Seine Gedanken verloren sich vollkommen in Erinnerungen. Er sah Gustchen wieder den Berg heraufkommen mit ihrer Kuh, er sah sie wieder vor sich stehen mit ihrem verschossenen Röckchen und ihrer kurzärmlichen Jacke, worunter das grobe Hemd eben zum Vorschein kam. . . Auf einmal war es ihm, als wenn er ihren Ruf wieder hörte: „Holla — ho!" Hahaha! wie hatte sich dieser feurige Schrei, dieser Lockruf der Liebe verändert! . . . „Holla — ho!" klang ihm jetzt wie ein Spottruf. Und weiter schweiften seine Gedanken. Er sah Gustchen von da oben bis zur Grube fliehen, verfolgt von diesem Laffen, dem elenden Martin Schlenters! . . . Die ganze Scene trat wieder lebendig vor seinen Geist. Ha, was hätte er darum gegeben, wenn er den niederträchtigen Angreifer noch einmal packen könnte. . . Und er sah, wie sie beide fortrollten und sich über einander wälzten, wie er plötzlich aufsprang, seinen Feind mit Riesenkraft in die Höhe hob und hinabwarf! . . . Unwillkürlich war er aufgestanden, er stand mit erhobenen Armen vor der Rinne, er sah seinen Feind niederstürzen, und unwillkürlich — wie wußte er selbst nicht, aber mit voller Brust, wie ein Schimpfwort auf alles, was er haßte, schrie er: „Holla — ho!"

Das war der Ruf, den Gustchen vernommen hatte.

Aber während er rief, hatte sein Fuß ein Kieselsteinchen fortgeschleudert. Er sah es in der Rinne hinabgleiten, über den Felsen springen und unten auf dem Fußpfad ankommen.

So war Martin auch gefallen, gerade so, nur daß es damals nicht sichtbar war, wo er niederfiel.

Matthias lachte.

Er bewegte mit seinem Fuß ein zweites Steinchen, und es glitt wieder nach unten erst langsam, dann schneller und mit einem Sprunge über den Felsen auf dieselbe Stelle des Fußpfads.

Aber Martins schwerer Körper war doch rascher gefallen . . .

Er suchte einen größeren Stein und brachte ihn in die Rinne . . .

Langsam glitt er erst, aber dann rascher, und größer war der Sprung über den Fels; Matthias nahm noch ein paar größere Steine und warf sie hinab.

Es war, als ob die rollenden Steine ihm einen ungekannten Genuß verschafften, ihn schwindelnd erregten, ihn wahnsinnig machten . . . Aber rascher, rascher mußte es gehen . . . Der plumpe Körper des Kerls war schneller hinabgekommen; er mußte ihn nochmals fallen sehen.

Mit Wuth warf er sich auf den großen vierkantigen Stein, auf dem er gesessen hatte, mit aller Kraft wälzte er ihn an die Rinne, legte ihn auf die Kante der oberen Planke und stieß ihn nach unten.

In demselben Augenblick erscholl unten Gustchens Stimme: „Holla—ho!" Er sah sie auf der Stelle stehen, wo die Steine herunterkamen. . . .

Mit einem furchtbaren Sprung warf er sich auf den Stein, der schon schneller zu gleiten begann, er griff ihn fest mit starken Armen, und ein kurzer, aber fürchterlicher Kampf begann; der Stein überschlug sich, flog über Matthias hin, der ihn wieder ergriff und wieder die Oberhand gewann. So rollten sie fort bis an den hervorspringenden Felsen. Plötzlich war es Matthias zu Muthe, wie wenn sein Fuß auf einen schweren menschlichen Körper aufprallte. Mit wahnsinniger Kraft drängte er den Stein ein paar Fuß nach links, abseits von der Stelle, wo Gustchen stand.

In demselben Augenblick stand Gustchen neben ihm. Sie bebte an allen Gliedern.

„Matthias, Matthias!" rief sie.

„Gustchen, Gustchen!" antwortete er, und sie lagen sich in den Armen.

Zwei Welten.

Erzählung von J. Berger. (Nachdruck verboten.)

Ein warmer Windstoß fuhr durch das Laubdach des Restaurationsgartens, blähte die Tischtücher und wirbelte Blätter und Kiessand vor sich her. Ein zweiter Windstoß streute schon einzelne, schwere Tropfen nieder. Der Aufruhr begann. „Zahlen, zahlen", tönte es ungestüm von allen Seiten, die Kellner sprangen umher, wie gehetztes Wild. Das war ein Rücken von Sesseln, ein Rufen, ein hastiges Zusammenraffen von Ueberkleidern, Stöcken und Schirmen; was da noch bleiben wollte, strömte, die Biergläser in der Hand, dem glasverschalten Innenraume zu, in dem sich alsbald ein Summen erhob, wie in einem Bienenstock. Ein großer Theil der Gäste zog es jedoch vor, zur nahen Station der Pferdebahn zu eilen. Während beim Umspannen der Pferde die schwere Deichsel rasselnd über das Pflaster strich, füllte sich der Wagen im Nu. Neues Lachen, Schreien, Trappeln entstand, Jeder suchte dem Andern zuvorzukommen, einzelne Angstrufe wurden laut, bis endlich der Kondukteur rasch entschlossen am Signalriemen riß, worauf der Wagen sich in Bewegung setzte. Die Zurückgebliebenen spannten ihre Regenschirme auf und blickten resignirt nach. Nur ein ältlicher, etwas beleibter Herr, dem der Schweiß vom hochgerötheten Antlitze troff, war in Aufregung gerathen. Drohend schwang er den großen Schattenspender und rief im höchsten Diskant, er lasse sich das nicht gefallen, er sei Jahres-Abonnent; er habe sich die Nummer des Wagens wohl gemerkt und werde die Anzeige erstatten, nachdrücklich erstatten, und zwar direkt bei seinem intimen Freunde, dem Herrn Verwaltungsrathe X., der würde schon Ordnung schaffen! Aber die Drohung verhallte wirkungslos, der Kondukteur zwickte gleichmüthig und aufmerksam die Fahrkarten ein und quittirte jede Mehrzahlung mit freundlichem Danke.

Ingenieur Werner hatte rechtzeitig ein Plätzchen auf der rückwärtigen Plattform erobert. Lehnte er auch ziemlich beengt gegen den Holzrahmen der Brustwehr, so hatten doch wenigstens seine Hände genügende Freiheit, welche er eben benützte, um sich eine Cigarette zu drehen. Nachdem er diese in Brand gesetzt, schweiften seine Augen belustigt über das Gedränge vor ihm. Da hingen von dem Wagendache herab an den Lederschlingen eine Anzahl Arme, nicht unähnlich den langen Würsten in einem Laden. Doch siehe da, einer war darunter, der solchen Vergleich ganz ausschloß und seine Aufmerksamkeit fesselte. Der zurückreichende Aermel des lichten Sommerkleides ließ ein feines Handgelenk sichtbar werden, darunter einen tadellos modellirten Arm, an dem Werner's Blicke wohlgefällig hinabglitten, um auf einem schlanken, von goldenen Blondhärchen beschatteten Nacken haften zu bleiben. Werner war ein Kenner, dem es nichts verschlug, seinen Platz gegen einen minder bequemen zu vertauschen, wenn es nur galt, eine lohnende Vorderansicht zu genießen. Deshalb schlängelte er sich, dem Kondukteur folgend, zur Wagenthür, wo er Posto faßte und sofort reifte in ihm der Gedanke, eine Anknüpfung zu suchen. Für einen unternehmenden Menschen war der geeignete Weg bald gefunden. Neben ihm auf dem Rücksitze kauerte mit angezogenen Beinen ein ungeschlachter Jüngling aus der Vorstadt, dessen wasserblaue, nichtssagende Augen die Schöne musterten. Zu ihm neigte sich Werner, indem er den Hut zog. „Bitte, mein verehrter Herr," flötete er mit ausgesuchter Höflichkeit,

„würden Sie wohl die ganz besondere Liebenswürdigkeit haben, Ihren Platz meiner Cousine einzuräumen? Sie ist so müde!“ Sichtlich verlegen erhob sich der Lümmel, während die Cousine auf Werner's einladende Handbewegung flink herzutrat und lachend Platz nahm. Gleich darauf war ein heiteres Gespräch im Gange.

Im Laufe desselben erfuhr Werner Alles, was ihm zu wissen ersprießlich schien. Sie war Goldstickerin, hatte den Vater, einen kleinen Beamten, frühzeitig verloren und lebte mit ihrer Mutter, die ihr bei der Arbeit behilflich war, bescheiden aber auskömmlich in dem ruhigen Gäßchen eines Vorortes. Das alles erzählte sie mit wohlklingender Stimme, auf seine hin und wieder gestellten Fragen antwortete sie frei und unbefangen, zuweilen eine prickelnde Bemerkung einflechtend. Ein frischer Duft herzgewinnender Natürlichkeit strömte von ihr aus, der Eindruck, den sie auf Werner hervorbrachte, war ein unbeschreiblich wohlthuender.

Daß Werner an der gleichen Haltestelle mit ihr aussteigen mußte, war selbstverständlich. Noch näher lag es, daß er ihr seinen Regenschirm sowie seine Begleitung anbot und, vor ihrem Hause angelangt, die Gunst eines Wiedersehens erbat.

Sie wurde ihm frei gewährt und oft gewährt. Mit der Zeit kam er in's Haus, wo er in ihrer Mutter eine seelengute Matrone kennen lernte, die neben dem Hange zu blinkender Reinlichkeit bloß noch in der Sorge um das Wohl ihrer einzigen Tochter aufging. Die alte Frau sah in Werner einen Freund ihres Kindes, kam ihm mit der größten Herzlichkeit entgegen und nach kurzer Zeit hatte sie ihn so lieb gewonnen, daß auch ihr seine Besuche zum Bedürfnisse wurden. Das Verhältniß der jungen Leute blieb ein völlig unbefangenes, sie fühlten, daß sie einander gut seien, zu einer Erklärung kam es jedoch nicht. Der Grund hierfür lag wohl darin, daß Werner sich selbst über seine Ziele nicht im Klaren war, der trauliche Verkehr mit dem klugen, anmuthigen Mädchen war schon an sich geeignet, ihm volle Befriedigung zu gewähren.

So vergingen mehrere Wochen. Eines Morgens, als Werner eben im Begriffe stand, seine Wohnung zu verlassen, klopfte es an der Thür und herein trat ein junger Mensch von intelligentem, kraftvollem Aussehen, das auf den ersten Blick den besseren Arbeiter verrieth. Er stellte sich als Kunstschlosser Anton Eibler vor und bat um eine kurze Unterredung. In der Annahme, daß es sich um die Zuwendung einer Arbeit handle, frug Werner ihn geschäftsmäßig nach seinem Begehr.

„Herr Ingenieur“, begann der Andere ohne Umschweife, „erlauben Sie eine Frage: Wollen Sie die Anna heirathen?“

Werner blickte den Sprecher groß an. „Wie kommen Sie dazu, eine solche Frage an mich zu richten? Sind Sie etwa ein naher Verwandter des Fräuleins?“

„Das nicht, aber unsere Eltern waren Nachbarsleute, wir sind zusammen aufgewachsen und ich habe mich immer mit dem Gedanken getragen, die Anna zur Frau zu nehmen. Jetzt wäre ich in der Lage, es geht mir gut, aber da ich höre, daß Sie seit einiger Zeit in's Haus kommen, möchte ich doch wissen, ob Sie die Absicht haben, die Anna zu heirathen, denn das, was Sie ihr bieten können, bin ich natürlich nicht im Stande.“

Der Ingenieur konnte sich eines leichten Unbehagens nicht erwehren; der Gedanke, den Mann vor sich als seinen Nebenbuhler betrachten zu sollen, war ihm peinlich und es drängte ihn, diesem Gefühle Ausdruck zu geben. „Lieber Mann“, sprach er, indem er ihn herablassend auf die Achsel klopfte, „wenn Sie schon durchaus Ihren eigenen Hausstand gründen wollen, so ist das ja ganz löblich, nur würde ich Ihnen für diesen Fall rathen, sich um etwas Passenderes umzusehen.“

Dieses Wort trieb dem Arbeiter das Blut in's Gesicht. „Meinen Sie, Herr Ingenieur!“ rief er betreten; „ich habe immer gedacht, daß ich für die Anna nicht zu schlecht sei. Aber das gehört nicht hierher, deshalb bin ich auch nicht gekommen, ich möchte nur die Antwort auf meine Frage haben.“

„Eine solche zu ertheilen“, erwiderte Werner scharf, „finde ich mich ganz und gar nicht veranlaßt. Wenn ich mich entschließen sollte, die Hand des Fräuleins zu erbitten, dann werden Sie dies noch rechtzeitig genug erfahren, ebenso, wie Sie von meinen Besuchen Kunde erhielten. Das möge Ihnen genügen.“

„Steht die Sache so?“ murmelte der Schlosser kopfschüttelnd. „Auch gut! Ich wollte nur wissen, wie wir daran sind.“ Ohne weitere Entgegnung abzuwarten, empfahl er sich.

Werner blieb verstimmt zurück, die kurze Episode hatte ihn aufgeregt. Noch nie war der Gedanke, das Mädchen zu ehelichen, in so deutlicher Form an ihn herangetreten, jetzt bemächtigte er sich desselben und spann ihn im Geiste weiter aus. Je länger er sich mit der Idee beschäftigte, desto selbstverständlicher und verlockender wurde sie ihm. Warum sollte er Anna nicht zu seiner Lebensgefährtin machen? Er war ja vermögend und unabhängig, und wenn er es recht bedachte, konnte er doch eine reizendere, gutmüthigere, vielleicht auch dankbarere Frau kaum finden. Ein wenig Eitelkeit spielte bei der Sache auch mit, und — so wenig er es sich gestehen mochte — nicht zum Mindesten die Befürchtung, daß ihm ein anderer zuvorkommen könnte. „Einen gesunden Entschluß muß man stracks ausführen“, sagte er laut, kleidete sich in feierliches Schwarz und fuhr zu ihrer Wohnung.

Er fand die Mutter allein zu Hause, Anna war in der Stadt, um eine Arbeit abzuliefern, mußte aber bald wieder hier sein. Das kam ihm gelegen. Er schilderte seine Verhältnisse, und brachte schließlich in warmen Worten seine Bitte vor. Die alte Frau hörte ihn bewegt an, Thränen der Rührung erglänzten in ihren treuen Augen. „Herr Ingenieur“, erwiderte sie, nachdem er geendigt hatte, „ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr wir uns durch Ihren Antrag geehrt fühlen und mit welcher Freude ich Ihnen das Glück meines Kindes anvertraue. Möge Ihnen der himmlische Vater Ihre Güte reichlich lohnen.“

In diesem Momente kehrte Anna zurück. „Mein Kind“, rief ihr die Mutter mit zitternder Stimme entgegen, „Herr Werner hat uns die Ehre angethan, um Deine Hand anzuhalten, ich habe sie ihm zugesagt.“

Das Mädchen stellte tief erröthend ihr Handkörbchen bei Seite. Sie trat frei auf ihren Bräutigam zu, küßte ihm die Wange und gleich darauf, trotz seiner Abwehr, innig die Hand.

Drei glückliche Menschen saßen beisammen. Vieles wurde besprochen, Pläne wurden entworfen, dazwischen zärtliche Händedrücke ausgetauscht. Während des einfachen Mahles wurde beschlossen, den Rest des Tages einer Landpartie zu widmen. Im letzten Momente schützte die Mutter Kopfweh vor, sie mochte durch ihre Gegenwart auf das Glück der jungen Leute nicht störend einwirken.

Spät am Abend kehrte das Brautpaar zurück. Sie waren im Wald gewesen, hatten gescherzt und sich getummelt, wie die Kinder, nun schritten sie in eifrigem Gespräche die einsame Gasse auf und nieder. Es war knapp nach der zehnten Stunde, die Zeit, während welcher die große Stadt wie ausgestorben erscheint. Um so deutlicher hörten sie in ihrem Rücken die festen Tritte eines Mannes, der sich ihnen rasch näherte. Unterhalb der Gaslaterne vertrat er ihnen den Weg und faßte das Mädchen beim Unterarm. „Komm Anna“, sagte er kurz.

Werner, der seinen Besucher vom heutigen Vormittage erkannte, wollte dazwischen treten, aber ein ernster Blick des Mannes bannte ihn mit eigenthümlicher Wirkung an seine Stelle. Es war ihm, als sehe er zwischen sich und den Beiden eine trennende Mauer emporwachsen, als wäre sie in eine andere Sphäre entrückt.

„Komm'“, wiederholte der Arbeiter, „ich habe Dir etwas zu sagen!“

„Was Du mir zu sagen hast“, kam es zurück, „kann ich auch morgen hören. Jetzt lasse mich.“

„Nein, ich lasse Dich nicht“, grollte er in ausbrechendem Zorn, „ich dulde Dich nicht an der Seite dieses Herrn!“

Das Mädchen warf den Kopf zurück. „Genug!“ rief sie stolz. „Damit Du's weißt, hier ist mein Platz und nirgend anderswo; der Deinige aber dort, wo Du eben warst: im Wirthshause!“ Doch wie er den Blick zu ihr erhob, schien sie diesen Ton zu bereuen, denn sie fügte mit weicher Stimme hinzu: „Toni, geh' jetzt. Du weißt nicht, was heute schon geschehen ist, ich werde Dir morgen Alles sagen.“

„Was heute schon geschehen ist?“ keuchte er. „Ihr habt Euch doch nicht verlobt — Du!“ Seine Finger krampften sich zusammen, das Krachen des Knochens ward hörbar, Anna stieß einen leisen Wehruf aus.

Jetzt konnte sich Werner nicht mehr länger halten. „Werden Sie meine Braut augenblicklich loslassen?“ schrie er außer sich vor Erbitterung, und sausend ließ er seinen silberbeschlagenen Stock auf die grausame Faust niederfahren, welche augenblicklich zurücksank.

Werner hielt sich zur Abwehr eines Angriffes bereit, allein nichts derartiges erfolgte. Das Wort hatte auf den Mann stärker gewirkt, als der Stockhieb.

„Ihre Braut?“ stammelte er, „ich wußte nicht — ich habe eine große Dummheit gemacht — ich bitte um Entschuldigung“ — dabei fuhr er mit der verletzten Hand an den Hut.

Da geschah etwas unerwartetes. „Jesus, Maria, Josef!“ schrie plötzlich das Mädchen auf, „Toni, Du blutest ja schrecklich!“ Nicht achtend der eigenen Schmerzen riß sie ihr Taschentuch hervor und bemühte sich eifrig, das Blut zu stillen. Keinen Blick mehr hatte sie für ihren Verlobten. Niemand mehr schien für sie auf der Welt zu sein, als der Geschlagene. Nachdem sie seine Wunde nothdürftig verbunden hatte, nahm sie ihn beim Arm und zog ihn mit sich fort, ohne auch nur ein einziges Mal den Kopf zu wenden.

Werner sah den Enteilenden nach, bis sie seinen Blicken entschwanden. Eine bittere Empfindung des Verlassenseins überkam ihn, in tiefem Sinnen schlug er endlich den Weg nach seiner Wohnung ein. Das war kein Aufflackern plötzlichen Mitleids gewesen, nein, das war ein tieferes, leidenschaftliches Gefühl, welches vielleicht lange geschlummert, aber bei dem ersten starken Anstoße rücksichtslos und darum in wahrem Ausdrucke sich Bahn gebrochen hatte. Sein eigenes zuckendes Herz sagte ihm, daß es mit allen seinen Hoffnungen vorüber sei.

Wenige Tage hernach erhielt er einen Brief, worin Anna mit rührenden Worten seine Verzeihung erbat. Sie hätte nicht ihn, sondern nur sich selbst über ihre Gefühle getäuscht, nunmehr sehe sie, daß sie nur an der Seite ihres Toni glücklich werden könne. Er möge nicht zürnen und an ihrem demnächst stattfindenden Ehrentage nicht fehlen.

Werner behielt den Brief lange in der Hand und las ihn wiederholt, bis ihm die Buchstaben vor den Augen verschwammen. Dann stand er auf und verschloß ihn zu seinen Familienpapieren.

Bei der Hochzeit zu erscheinen, brachte er nicht über's Herz. Aber ein reiches Geschenk, das in letzter Stunde eintraf, ließ den Geber errathen.

Sie heirathet einen Anderen.

(Aus dem Leben eines Oppositionsgeistes.)

Von Karl Murai.

(Nachdruck verboten.)

Paul (tritt pfeifend ins Zimmer; lächelnd): Margarethe wird sich morgen verloben.

Bela: Ich weiß.

Paul: Na, ich sage trotz allem was geschehen, sie ist ein prächtiges Kind. Ein reizendes Geschöpf.

Bela: Du hast Recht. Die verkörperte Anmuth und verflucht hübsch.

Paul: Na, so arg ist es wieder nicht. Einst, als wir für einander empfanden, habe ich auch so gedacht (lacht). Ich werde niemals jene Augenblicke vergessen, in welchen sie mir ihre Liebe gestand und mir um den Hals fiel. Dreimal hinter einander mußte ich schwören, daß ich ihr ewig treu sein werde. Und aus Uebermuth hat sie dasselbe ebenfalls dreimal geschworen. Das war ein Luxus mit Schwüren, es war reizend. Und morgen verlobt sie sich mit einem anderen. Sag', ist das nicht närrisch?

Bela: Es gehört zu den alltäglichen gewöhnlichen Fällen.

Paul: Gewiß kommt es öfter vor, aber mein Fall hat etwas außergewöhnliches; auch Ringe haben wir getauscht.

Bela: Und Ihr habt Euch sie auch wieder zurückgegeben. Mein Gott, die Ringe wechseln einfach ihre Plätze.

Paul: Auf den Fingern der Leichtsinnigen. Aber ich bin nicht so und im Grunde genommen gehört sie auch nicht in diese Kategorie.

Bela: Es ist gar nicht der Mühe werth, sich mit der Geschichte zu befassen. Du hast sie leicht genommen, fortgelacht, punktum. Statt zu fluchen, hast Du geträllert und das war das Vernünftigste.

Paul: Gewiß, aber es giebt auf der Welt einen Schein und der pflegt in der Regel zu trügen.

Bela: Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß der Fall Dich tiefer berührt hat und Du vorhin nur dem Schein zu Liebe geträllert hast? Ich bitt' Dich, lass' das! Deine Liebe ist keine ernste, in die Tragödie hineinspielende Liebe. Eine Unterhaltung war sie, eine Zerstreuung, um die Zeit auf gemüthvolle Art todtzuschlagen.

Paul: Ach, daß es eine solche Unkenntniß menschlicher Gefühle giebt. Zum Psychologen taugst Du nicht.

Bela: Zum Teufel auch, ich war doch Dein Vertrauter. Du hast mir doch jedes Deiner Gefühle früher gestanden als ihr.

Paul: Dann hast Du mich eben nicht verstanden. Im Ernst, ich habe Margarethe mit der ganzen Liebe, deren mein Herz fähig ist, umgeben.

Bela: Wie oft hast Du sie doch verspottet. Du hast renommirt damit, wie weit die ganze Komödie vorgeschritten ist.

Paul: Wenn ich das gethan habe, woran ich mich übrigens nicht erinnere, so war ich einfach verrückt. Ich habe sie geliebt und wollte sie zum Altar führen.

Bela: Sehr gut, am Ende wird jetzt noch herauskommen, daß verzehrende Qualen Dein liebendes Herz peinigen (lacht). Aber sei doch nicht so ein Narr.

Paul (setzt sich an den Tisch, greift mit der Hand an den Kopf und seufzt tief): Ich habe sie angebetet. Nur sie, sie allein, keine andere.

Bela: Fidibusse hast Du aus ihren Liebesbriefen verfertigt und so Deine Cigarren angezündet.

Paul (sehr ernst): Ich bitte Dich, laß doch diese Cynismen und ehre meinen Schmerz.

Bela: Verzeihe, aber so einen Schmerz kann ich nicht ehren, darüber lach' ich nur. Morgen wirst Du bei der Verlobung sein und einen blöden Toast sprechen.

Paul: Du kennst mich nicht und hast mich nie gekannt (seufzt). Der morgige Tag wird mich ins Irrenhaus bringen. Wenn ich bedenke, daß sie in vierundzwanzig Stunden an seiner Seite stehen wird, einem Andern an die Brust sinkt und ihr Mund den eines Anderen berührt —

Bela: Hör auf, denn Du wirst Dir noch einreden, daß Du wirklich unglücklich bist.

Paul: Das bin ich auch. Wer hätte das gedacht, daß sie mich so betrügen wird. Sie hat mein Leben zerstört, ich bin ein Nichts, ein Schatten.

Bela (spöttisch): Sie, oder der Tod.

Paul: Du glaubst, daß das, was Du eben gesagt hast, ein Scherz ist. Nein, nein, es ist die Wahrheit, ich habe keine andere Wahl.

Bela: Jetzt aber genug von dem Unsinn. Für solche Mädchen wie Margarethe . . . .

Paul (springt auf, wüthend): Wage es nicht, sie zu verletzen, weil Du mich verletzt.

Bela: So nehme ich alles feierlich zurück.

Paul: Ich danke Dir, ich habe mich in Deiner Freundschaft doch nicht getäuscht. Ja, es giebt hier keine andere Lösung als den Tod und wenn Du ihr begegnest, sage ihr, mein letzter Gedanke war sie.

Bela: Wenn sie einen Kranz auf Dein Grab legen wird, will ich mit ihr auf den Friedhof pilgern, denn Dir würde es auch im Grabe Schmerz verursachen, wenn sie mit ihrem Bräutigam dort erschiene.

Paul: Ich danke Dir. Ich danke Dir nochmals. Und nun kann ich ruhig alles hier zurücklassen.

Bela: Ich werde ihr von unserem letzten Zusammensein erzählen, von allem, wovon wir jetzt gesprochen haben.

Paul: Du bist ein edler, guter Freund,

Bela: Wie ein Dichter will ich die große, überirdische Liebe malen, die Du für sie empfunden und die Dich in den Tod getrieben hat.

Paul: Thue das, aber ich bitte Dich, deshalb brauchst Du nicht gleich in Uebertreibungen zu verfallen. Schließlich, überirdische Liebe giebt es gar nicht.

Bela: Vertraue mir nur. Ich ehre und schätze Deinen Schmerz und verstehe die Größe des Schlages, der Dich betroffen.

Paul: Und der besonders meine Eitelkeit berührt.

Bela: Deine Eitelkeit, was fällt Dir ein! Dein Herz. Du hast sie geliebt und liebst sie auch jetzt noch.

Paul: Könntest Du drauf schwören?

Bela: Jetzt, erst jetzt verstehe ich Deinen großen Schmerz, gegen den es kein anderes Mittel giebt, als Vernichtung.

Paul: Gewiß, — wenn ich nicht Philosoph wäre. Es ist unzweifelhaft, daß ich Margarethe geliebt habe. Geliebt, weil sie mir gut war, weil mir ihre Stimme gefiel und weil ich die Welt durch eine Rosenbrille anschaute.

Bela: Du hast sie wahnsinnig geliebt. Bis zur Gehirnparalyse. Mit dem größten Ernst, mit lobenswerthester Absicht.

Paul: Ich glaube, Du irrst Dich, solche Mädchen wie Margarethe....

Bela (wüthend): Wage es nicht, sie zu verletzen, denn Du verletzt mich!

Paul: Lass' mich in Frieden. Du faßt die Situation zu tragisch auf und würdest als mein guter Freund es nur natürlich finden, wenn ich mir hier in diesem Augenblicke eine Kugel durch den Kopf jagen würde.

Bela: Gewiß, der morgige Tag wird Dich närrisch machen. Der Tag, an dem sie einen anderen küssen wird. Der Verlobungstag.

Paul: Herrgott, hast Du aber romantische Anwandlungen. Ich werde dort erscheinen und auf das Glück des jungen Paares einen Toast in Versen sprechen.

Bela: Dieser Cynismus ist Deiner nicht würdig.

Paul: Und warum nicht? Wenn sie aus purer Eitelkeit einen anderen nimmt, soll ich mich vielleicht zu Tode grämen? Hab' ich sie denn überhaupt heirathen wollen?

Bela: Gewiß, selbstverständlich.

Paul: Niemals. Nicht einen Augenblick hab' ich daran gedacht, sie ernstlich zu meiner Frau zu machen.

Bela: Aber vorhin hast Du das noch steif behauptet, ich glaube sogar beschworen.

Paul: Siehst Du, Bela, Du hast immer übertrieben und liebst es in Allem und jedem zu widersprechen. Das mußt Du aufgeben.

Bela: Ja, Du wirst ihr doch nicht verzeihen?

Paul: Warum denn nicht? Wenn sie auch einem Anderen zum Altar folgt, bleibt sie doch ein prächtiges Kind, ein reizendes Geschöpf. Wer sie auch kriegt, fährt gut. Ich wünsche ihnen alles Glück und werde bei dem Verlobungsfest anwesend sein. Komme Du auch, Du wirst sehen, wie gut wir uns unterhalten werden. (Kleine Pause.) Die Hauptsache, mein lieber Freund, ist, daß Du die Sache nicht zu tragisch auffaßt und daß man sich in gar nichts hineinreiten läßt. Das ist das Glück. Und nun, Adieu. (Lacht ihm zu und entfernt sich pfeifend.)

Bela (ihm nachsehend): Wenn ich dies alles nun aufschreibe, würde man sagen, ich erfinde absurde Dinge!

Maibowle.

Von Paul Franken. (Nachdruck verboten.)

Nun ist sie gekommen die fröhliche Zeit der erwachenden Natur, die Sonne sendet wärmere Strahlen hernieder, der Gaumen lechzt nach Erquickung und allerorten, in Restaurationslokalen, Kaufmannsläden und Weinhandlungen taucht die Flasche auf mit dem rebengeschmückten, einladenden Etikett „Maitrank“. Es verlohnt sich wohl, dem süffigen Naß ein kleines Kapitel zu widmen, und so lade ich den verehrten Leser zu einem Gläschen zu Gaste, indem ich ihn gleichzeitig bitte, mich auf einem kleinen Streifzug in das Gebiet der Spezial-Oenologie des Maitranks zu begleiten.

Die Sitte der Maitrank-Zubereitung ist bereits über 350 Jahre alt; erwähnt doch der berühmte Botaniker und Leibarzt Kaiser Maximilians II. Rembertus Dodonaeus ihrer bereits in seinen nachgelassenen Schriften; dennoch ist sie bei den Norddeutschen bei weitem nicht so bekannt und volksthümlich geworden, als dies in Süddeutschland und Oesterreich der Fall ist. So kennt man den Maitrank in Berlin z. B. erst seit dem Jahre 1829, wo er zuerst von einem Gerichtsassessor eingeführt wurde. Seit jener Zeit hat sich der Handel in nicht unbedeutendem Maße dieses Artikels bemächtigt und neben guten leider oft auch sehr fragwürdige Produkte gezeitigt. In erster Linie ist das weinreiche Süddeutschland und vor allem die Rheingegend bis Bonn hinauf als die eigentliche Heimath des Maitranks zu betrachten. In jenen gesegneten Gefilden wird allerwärts namentlich in den Kreisen der studirenden Jugend der Maibowle sehr gehuldigt. Den Kneiptisch der trinkseligen Burschenschafter ziert daher in den Sommermonaten auch meist die Bowlen-Terrine.

In den Weinlanden, wo der Schoppen dieses edlen Getränks vom Faß geschänkt, einen sehr minimalen Preis aufweist, ist die Maibowle naturgemäß weit mehr auf dem Familientisch vertreten, als in Gegenden, in welchen man das goldige Naß aus Bouteillen zu gießen gezwungen ist; daher wird die Maibowle in dem weinarmen Nord- und Ostdeutschland meist auch nur auf den Tischen Begüterter gesehen. In den Lokalen zahlt man für ein Gläschen einen Preis, der im Hinblick auf den geringen Inhalt geradezu ein horrender zu nennen ist; das wenige reicht kaum hin, um auf den Geschmack zu kommen, ob man Freund Waldmeister überhaupt huldigen will. Wird in manchen Gegenden die Maibowle auch kaum ein allgemeines Kneipengetränk werden, so sollte sie doch sich in der Familie noch mehr Eingang verschaffen, denn darin unterscheidet sich gerade der Maitrank von dem Biere, daß ersterer auch von Frauen und Kindern unbeschadet für Kopf und Magen in großen Mengen genossen werden kann, weil er eben ein leicht verträglicher Trunk ist; und es giebt in den Sommermonaten kaum ein empfehlenswertheres Familiengetränk als eben Waldmeisters Element.

Bereitet wird die Maibowle aus leichtem Weißwein, am besten Moselgewächs, doch ist auch eine Zuthat von Champagner oder Rothwein nicht zu verachten. Die Verwendung des Waldmeisters ist sehr verschieden. Die einen sind der Ansicht, daß den Kräutern durch bloßes leichtes Abspülen mit Wasser ein nicht unbedeutender Theil ihres Aromas genommen wird und verwenden die Kräuter daher so, wie sie aus dem Walde oder Garten kommen, indem der Wein ganz langsam über die Kräuter gegossen wird; das soll genügen, um dem Weine das Aroma zuzuführen. Andere lassen die Kräuter, gewaschen, 10 bis 15 Minuten im Weine liegen. Unbedingt erforderlich ist, daß man sie nach dieser Zeit entfernt, da sonst der Wein leicht einen bitteren Geschmack annimmt und das Aroma an Lieblichkeit einbüßt. Bemerkt sei noch, daß man den Waldmeister am besten und in der Regel nur so lange verwendet, bis er seine Blüthenknospen entfaltet. Zucker nimmt man je nach Gutdünken.

Die aromatische Ursache des Maitranks ist das Kumarin, welches in dem Waldmeister enthalten ist. Gewonnen wird dasselbe vermittels Alkohols; es krystallisirt beim Erkalten in kleinen Prismen und eignet sich in diesem Zustande zur Bereitung von Maibowle während des ganzen Jahres. Man kann auch Waldmeister-Extrakt zum Aufbewahren herstellen, den man durch Ansetzen des Krautes mit kräftigem Wein oder Alkohol bereitet. Allerdings hat dieses Aroma bei weitem nicht das Liebliche des frischen Waldmeisters und wird verhältnißmäßig nur wenig verwendet.

Der Waldmeister, asperula odorata, wie man ihn wegen seines Duftes getauft hat, diese kleine unscheinbare Pflanze, ist vorzugsweise in schattigen Wäldern, vielfach im Buchengehölz zu finden, wo sie auf steinigem, mit Humus vermengten Boden am besten gedeiht. Dichter und Sänger haben sie in ihren Liedern gefeiert. Aber auch in alten Kräuterbüchern finden wir ein überschwengliches Lob des kleinen bescheidenen Pflänzleins; in der guten alten Zeit war die Wissenschaft eben noch nicht so trocken, wie dies heutzutage der Fall ist.

Modebrief.

Von Traute Dockhorn. (Nachdruck verboten.)

Berlin, 5. Mai.

Es ist eine ganz merkwürdige Thatsache, daß die Mode selten oder nie ein, in allen Theilen harmonisch abgestimmtes Bild uns vor Augen führt. Immer bevorzugt sie irgend einen Theil der Toilette vor allen andern derart, daß das Uebergewicht ein wahrhaft erdrückendes wird. Wir belächeln den Maler, der es nicht verstanden, in seinem Gemälde die Massen richtig zu vertheilen und die Gruppen künstlerisch zu gliedern, wir mißachten den Arzt der an einer kranken Stelle des Körpers operirt, um darüber die andern Wunden zu vergessen, wir fechten ein Urtheil an, das sich einseitig, ohne eingehende Beachtung der Nebenumstände kundgiebt, wir versagen unseren Beifall einem Buch, in dem nur wesenlose Gestalten neben der Hauptfigur einherschweben, überall fordern wir energisch das Gleichgewicht oder wenigstens ein bestimmtes Gegengewicht. Aber das schwache Weib (!) duldet stillschweigend seit Jahrhunderten, daß die Mode ganz willkürlich seine gesunden Glieder theils verrenkt, theils mit einer Extravaganz bald hie bald da belastet, entweder auf Kosten der Gesundheit oder des ästhetischen Gefühls. Wer dächte z. B. nicht mit Schaudern an den cul de Paris! Eine unglaubliche Stofffülle häufte sich in den allermerkwürdigsten Draperien auf der Rückseite der Figur. Dazu waren die Taillen faltenlos, die Halsgarnituren sehr bescheiden. Oder die Zeit der paniers? Um diese voll und ganz zur Wirkung zu bringen, müßte der Kleiderrock wie ein Futteral die Figur umschließen. Und nun unsere Tage! Die Blousentaille mit so und so viel Meter Stoff, mit Bändern, Spitzen, Puffen und Revers beanspruchte so viel Aufmerksamkeit, daß der Rock so einfach als möglich auftrat. Der an sich schlichte Schnitt des Capes brachte unter andern Verzierungen auch das Capuchon, damit der Rücken ja



Fig. 1.

nicht „nur normal" bliebe. Die Aermel — über die will ich lieber nicht mehr reden! Jetzt sind es die Hüte, auf die sich alles Nachsinnen konzentrirt. Auf andern Gebiet giebt es kaum eine besondere Neuheit, hier sieht man fast täglich etwas noch nie Dagewesenes und stetig wächst der Eindruck der Ungeheuerlichkeiten. Wahre Wasserköpfe werden künstlich auf schöne Schultern gesetzt. Wie ich schon früher mittheilte, häufen sich Federn, Blumen, Tüll, Spitzen, Strohrosetten auf einem Hut zu einem Chaos und es gehört ein auserlesener Geschmack dazu, diese Hüte einigermaßen mit der übrigen Toilette zu vereinbaren. Da dieses oft kaum möglich, läßt man sie als Genre für sich gelten und ordnet Kleid und Umhang der Kopfbedeckung unter. Weil buntes Stroh in sehr greller Zusammenstellung die letzte Neuheit geworden, so entschließt man sich, die schon etwas ad acta gelegte changeant-Seide noch einmal als chic gelten zu lassen. Zu Hüten, die aus blau und lila, oder grün und rothem auch blau und gelbem Geflecht genäht, passen diese Stoffe allerdings sehr gut, namentlich wenn sie, wie dies für das Frühjahr sehr beliebt, mit weißem feinem Tüll duftig garnirt werden. Hellen Hüten gegenüber verhält sich die Mode bis jetzt sehr ablehnend. Ich sage bis jetzt, im August, überhaupt zur Saison de mer finden sie doch wieder ein dankbares Publikum. Eigenartig sind viereckige Kopfbedeckungen, nicht nur solche mit viereckigem Kopf, sondern namentlich mit derart geformter Krempe und es soll augenblicklich in Paris eine Art Sport sein, dieses carré in origineller, vorher noch nicht gesehener Stellung zu tragen d. h. eine Spitze über der Stirn, oder eine grade Seite vorn, seitlich herabgebogen oder aufgeschlagen, kurz — beneidenswerth die dame du monde, die ihren Kopf für sich hat. Mehr und mehr werden die Hüte tief in die Stirne gerückt, und um hierbei durch die Frisur nicht behindert zu werden, trägt man das Haar über der Stirn weniger in Löckchen gekräuselt, dafür aber leicht gewellt und gescheitelt, auch ist man der Ohrenpuffen müde geworden, legt aber statt dessen volle Flechten den Schläfen an und giebt so der Kopfform selbst etwas viereckiges.

Mit unsern heutigen Skizzen bringen wir ein elegantes Visitenkostüm (Fig. 1) aus schwarz und weiß gestreiftem Sammet mit glatter schwarzer Sammettaille, deren enge Aermel ein durch Strohpassementerieen nach aufwärts gehaltenes Fächerarrangement tragen. Der Rock erhält innen reiche Plissé-garnituren aus erbsgelber Seide. Den schwarzen chapeau carré ziert nur ein sehr hochstehendes Bündel Schleifen aus breitem schwarzem Band. An dem eleganten Hauskleide (Fig. 2) aus weinrothem und marineblauem Wollenstoff ist der Ansatz des Bündchenärmels sehr kleidsam ausgedacht. Die Falten des letzteren zwängen sich nämlich scheinbar nicht in die enge Aermelöffnung, sondern sind der Taille etwas aufgesetzt und dann mit einer Goldlitze eckig umrandet. Während corsage und Rock in roth gehalten, bestehen die Aermel und der Rockansatz aus blauem Stoff. Der zackig aufgelegte Besatz, Gürtel und der eckige Stehkragen aus Goldlitze vereinen die beiden Farben.

Fig. 2.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.